

Claudia Storz

Komm nach Bloomsbury! ruft Virginia Woolf in meinem Traum, winkt mit der Hand, beschwörend. Ich bin zwanzig Jahre alt und habe soeben ihr Buch «A Room of One's Own» gelesen. Ihren Satz:

Wie lange kann ich Euch noch mehr ermutigen, Euch der Sache des Lebens anzunehmen? Bitte passt auf! Denn Ihr seid nach meiner Meinung ganz schändlich unwissend. Ihr habt keine einzige wichtige Erfindung gemacht. Ihr habt kein Königreich geschüttelt. Shakespeares Theaterstücke wurden nicht von Euch geschrieben. Was ist Eure Entschuldigung?

Auf nach Bloomsbury! Zuerst mußte ich mir ihre Bücher verschaffen. Wo liegt Bloomsbury? Ich ließ mich als Zimmermädchen in einem Londoner Hotel anstellen. Ferienvertretung, Schwarzarbeit. Virginia hatte kleine Briefe für mich hinterlassen, in den Schaufenstern der Buchläden, in den Bibliotheken. Ein impressionistisch gemaltes Bild ihrer Schwester Vanessa in der Tate Gallery. Die Fotos von den Mitgliedern der Bloomsbury Gruppe, Duncan Grant, Leonhard Woolf, Clive Bell, David Garnett. Dann das Bild der engelsgleichen Lieblingsnichte Angelica, wie sie auf Virginias Knien sitzt. Ich atmete einen Duft wie aus ihren Büchern in den engbrüstigen Hotels Bloomsburys, auf dem Spaziergang unter dunklen alten Bäumen. Und ich wußte, ich muß warten, weiterlesen.

Zehn Jahre später schenkte mir eine Buchhändlerin ein großes Bild, das G. C. Beresford 1903 aufgenommen hatte, Virginia im Alter von 21 Jahren. Und in derselben Woche möchte mich eine Frau kennenlernen, die irgendwo ein Bild von mir gesehen hat. Sie habe es ihrer englischen Freundin Angelica Garnett gezeigt, einer Woolfkennerin. Ich hätte dieselben Augen wie Virginia. Angelica Garnett? Das kleine Mädchen von damals auf den Knien seiner Tante Virginia. Und heute: eine stolze weißhaarige Frau, die in einem umwachsenen Haus in Südfrankreich wohnt. Ihr Buch, «Deceived with Kindness, a Bloomsbury Childhood», hat sie zur Schriftstellerin gemacht. Sie erzählt: *Virginias blitzklare Einsicht in die Gedanken anderer Menschen konnte sehr unangenehm sein.*

Was gibt es zu tun für Frauen, die Bücher schreiben wollen? Virginia Woolf richtete das Wort an Sprachstudentinnen:

Es ist seltsam, die Erzählungen der Schriftsteller machen uns glauben, dass bei Einladungen einzig geistreich erzählt und sehr intelligent gehandelt wurde. Es scheint eine stille Übereinkunft unter den Romanschreibern zu geben, dass man durch ein ganzes Buch niemals das Wort Suppe schreibt. Wie wenn die Suppe überhaupt keine Rolle gespielt hätte! Ich werde mich der Übereinkunft widersetzen und sehe keine Notwendigkeit, mich zu beeilen, während ich die Solefilets beschreibe, tief in die Schale eingesunken, die der Koch mit dem frischesten Rahm überdeckt hat; sie sind leicht gebräunt hier und dort, mit braunen Tupfen wie der Rücken eines Rehs. – Denn es gibt keine Notwendigkeit für uns, jemand anders zu sein als wir selbst.

Ich steige aus der tiefen Schlucht, in die ich an einem schwarzen Tag gestürzt bin. Geschlagen mit geündelter Angst, suche ich nach einer Hand. Ich öffne Virginias Tagebuch, Sommer 1930:

Wenn das nicht aufhört, dieser bittere Geschmack in meinem Mund und dieser Druck wie ein Drahtkäfig um den Kopf, dann bin ich krank. Ja, wahrscheinlich bin ich zerstört, verseucht, tot. Verdammst! Dann sehe ich die Wand, das Bild daran. Ja, ich sehe das Leben wieder!

Nochmals sind drei Jahre vergangen. Aus meinem Manuskript „Das Schiff“ ist ein Buch geworden. Bange warte ich. Denn die Wortkaskaden haben mich in schwindelnde Höhen getragen, jetzt habe ich den Schlusspunkt gesetzt. Der Entzug bereitet mir Mühe. Virginia, Du schreibst, wie Du die Reaktionen auf Dein Geschriebenes erwartest, wie aggressiv, verletzt und spöttisch Du bist, wenn sie eintreffen, ganz langsam. Es dauert ein Jahr, bis die zweitausend Exemplare aus der Hogarth Press verkauft sind:

Angenommen ich wache auf, und merke, dass ich nu reine Hochstaplerin bin. Meine Furcht, dass mein Geschriebenes, und damit mein Selbst, Traum meiner Idiotin sei, und damit wertlos für alle andern.

In diesem Sommer hat mir jemand aus Paris das Foto geschickt, das Man Ray 1935 gemacht hat: Virginia mit 53 Jahren. So porzellanfein ausgeprägt, überlegen wirkt sie. Sechs Jahre später ist sie in den Fluss Ouse gegangen, hat ihrem leben ein Ende gesetzt.

Bin ich eitel, mich in Dir zu spiegeln, Virginia? Ich bin eitel. Dieses Schwanken zwischen Grössenwahn und Nichtigkeitsbewusstsein. Sich anspornen und Sich-in-Frage-Stellen, immerzu. Und als Frau auf der Suche nach dem Gleichgewicht. Du hast Dich mit Jane Austen verwandt gefühlt. So geben wir Schriftstellerinnen uns über die Jahrhunderte die Hände.



Bild: Yvonne Böhler

Claudia Storz